



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 69

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

September 1955

Die Jackeln loderten empor / Eindrücke vom Friesentag 1955

„Etwas so Großartiges hat Aurich noch nicht erlebt“, so hörten wir eine alte Dame sagen, die ihr Leben in Aurich zugebracht hat und es deshalb wissen muß. Die Auricher selbst waren denn auch schon vor Beginn der Tagung buchstäblich aus dem Häuschen: sämtliche Geschäfte und Läden geschlossen und dafür in den Straßen ein Getöse und Gewimmel, daß das stille Landstädtchen kaum wiederzuerkennen war.

Sah es in den Straßen mehr als bunt aus, im großen Saal der Ostfriesischen Landschaft herrschte feierliche Stille, als mit dem Glockenschlag 16 Uhr des 27. August der Festakt vor den geladenen Gästen mit einem Vortrag des Collegium musicum instrumentale aus Leer begann und nach einem plattdeutschen Prolog mit dem Thema „Friesland“ Landschaftspräsident Stegmann die Gäste begrüßte. Diese Stimmung hielt auch an, als dann der Reihe nach die Ehrengäste, voran Niedersachsens Ministerpräsident, die Abgeordneten des Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein und des „Commissaris der Königin“ aus Leeuwarden das Podium bestiegen, um — meist Friesisch oder Niederdeutsch — ihre Ansprachen zu halten.

Daß sich aber nicht nur eine Handvoll offizieller Vertreter eingefunden hatte, daß diesmal der Auricher Landschaftssaal so gut wie sämtliche Repräsentanten des Friesentums in seinen Mauern sah, wurde erst deutlich, als der Vorsitzende die Eröffnungsfeier förmlich beendet hatte und nun — während pünktlich auf dem Platz vor der Landschaft erste Tände der Trachtengruppen den Auftakt zum weiteren Fest gaben — mit freudigem „Guten Tag“ und „Hallo“ sich zusammenfanden, was zusammenstrebte. Da sah man die „Veteranen“ der Friesentage beieinanderstehen, den Ostfriesen Prof. Peter Jylmann, den Nordfriesen Pastor Dr. Müns, die Jeberländer Oberkirchenrat Dr. Müller-Jürgens nebst dem greisen Pastor Wöbken aus Sillenstede und die Westfriesin Anna van der Minne-Buma, verin. Quarles van Ufford. Da sah man an einer anderen Stelle friesische und niederdeutsche Dichter mit dem Regierungspräsidenten von Aurich und dem Präsidenten der Landschaft (geboren drolligerweise in einem Ort, der auf keiner Landkarte verzeichnet ist, nämlich in — Geestendorf), da sah man Niedersachsens Ministerpräsidenten Hellwege im Gespräch mit seinen engeren Landsleuten: Reichgrafen Friedrich Lübke, seines Zeichens Vorsitzender der Wurster Landesrunde, und dem Wursterfriesen Siebs, seines Zeichens 1. Vorsitzender des Marschenrats und der „Männer vom Morgenstern“, da sah man vor allem Wissenschaftler von Rang und Namen, Sprachforscher, Geschichtsforscher, Volkstundler, Vorgesichtler, unter ihnen Vertreter fast aller norddeutschen Universitäten.

Am Abend kam friesisches Volkstum in Wort, Lied, Spiel und Tanz zur Darstellung, gewissermaßen als Rahmen zu einer kurzen, doch eindrucksvollen Ansprache Peter Jylmanns über die „Friesen und den europäischen Gedanken“, die Friesen, die sich über die Ländergrenzen hinweg die Hand gereicht haben und so einem geeinten Europa den Weg weisen sollten.

Samstag, den 28. August: Um 8 Uhr Kranzniederlegung an den Gräbern bedeutender Ostfriesen — sie haben zum großen Teil in Aurich ihre letzte Ruhe gefunden —, um 9 Uhr in drei Kirchen der Stadt Friesischer und plattdeutscher Gottesdienst, um 10 Uhr Wettkämpfe der Klootschießer und Böhler, um 10.30 Uhr Eröffnung des „de-Pottere-Hauses“ mit einer Ausstellung moderner friesischer Kunst, und dann am Nachmittag nach einer Rundgebung auf dem Marktplatz ein Marsch Tausender von Festteilnehmern (darunter auch einer Abordnung der Bremerhavener Ostfriesen) zum Upstalsboom. Kein Wort ist

stark genug, um Würde und Feierlichkeit dieser Stunde am Nationalheiligtum der alten Friesen wiederzugeben. An den Schwur der Eidgenossen auf dem Rütli möchte man erinnert werden, als je ein Vertreter von West-, Ost- und Nordfriesland vor die einer Mauer gleich aufgebauten Banner und Fahnen der friesischen Landschaften traten, um das Manifest der Friesen zu verlesen und zu bekräftigen:

Das Manifest der Friesen

„Am Tage des sechsten gemeinsamen Treffens in neuerer Zeit stehen wir Friesen aus Nord-, Ost- und Westfriesland, aus dem Saterland und dem Lande Wursten, aus dem Oldenburger Land und von Helgoland an der uns allen ehrwürdigen Stätte, am Upstalsboom, wo sich im Mittelalter die Abgeordneten der sieben Seelände versammelten. Wir sind zusammengekommen, weil wir fühlen, daß wir zusammengehören und weil die Kraft dieses Gefühls nach Ausdruck verlangt; diese Kraft, die lebendig geblieben ist über alle Wechselfälle der Geschichte und über alle einmal entstandenen Grenzen hinweg.

Gemeinsam ist uns das Volkstum, gemeinsam der Kampf gegen die Naturgewalt der Nordsee, gemeinsam vor allem das Bewußtsein unserer Freiheit von den Niederlanden bis nach Dänemark.

Die Zeit drängt nach größeren Zusammenschlüssen. Die drei Frieslande bejahen alle Bestrebungen, die zu einem geeinten Europa führen. Wir gehören freilich mehr als einem Staate an, fühlen uns aber über alles Trennende hinweg als Angehörige eines Stammes, gewohnt und gewillt, unserer Eigenart die Treue zu halten. Mit den Friesentagen, die im Jahre 1925 in Jeber ihren Anfang nahmen, bekennen wir uns zur Befestigung auf die gemeinsamen Werte.

Wir bekennen uns zu einer Kultur, die in den Tiefen des Volkstums wurzelt. Gemeinsam wollen wir sie pflegen. Wir bitten alle verantwortlichen Stellen, die kulturelle Arbeit unserer friesischen Institute und Verbände recht zu erkennen und sie so zu fördern, daß ihre volle Entfaltung zum sichersten Damm gegen die gleichmachende Flut der Massen wird.

Wir bekennen uns zu unserer Muttersprache, sie sei Friesisch oder Plattdeutsch, die uns als wertvollstes Gut mitgegeben wurde und die wir pflegen wollen vor allem anderen. Elternhaus, Schule und Kirche sollen uns dabei helfen und alle staatlichen Stellen weisen wir darauf hin, und bitten sie, Größe und Wert dieser Aufgabe zu erkennen.

Wir bekennen uns zur gemeinsamen Arbeit. Der Friesenrat, den wir berufen, wird die Aufgabe haben, die Zusammenarbeit zu verstärken, Wissenschaft und Schrifttum und alles schöpferische Streben zu fördern und damit das ehrenvolle Ansehen Frieslands in der Welt zu mehren.“

Willy Klenck zum 65. Geburtstag

Am 29. September 1955 feiert der weit über die Grenzen des Kreises Land Hadeln hinaus bekannte Heimat- und Sippenforscher, Lehrer Willy Klenck in Mittelfriesland, seinen 65. Geburtstag und scheidet gleichzeitig mit der Erreichung der Altersgrenze aus dem Schuldienste. An Ehrungen aller Art dürfte es ihm trotz seiner energiegelassen Abwehr (unter Hinweis auf seine geschwächte Gesundheit) nicht fehlen. Schulaufsicht, Kreisleitung, Heimatbund und Freunde müssen seiner gedenken!

Schon vor über 40 Jahren habe ich die Bekanntschaft mit dem Jubilar gemacht, der damals

Würdig, wie die Feierstunde am Upstalsboom verlaufen war, schloß die allgemeine Feier am Abend. In der über und über illuminierten Stadt sang und tanzte die Jugend auf drei Tribünen, und dann schlossen sich gleich einem großen Reigen die Vertreter der westersaurenschen Friesen, der Auricher, der Leereraner, der Westrhauderfener, der Norderneher, der Helgoländer, der Sylter, der Föhringer, der Amrumer, der Ostfriesen und vieler, vieler anderer Trachtengruppen auf dem Marktplatz zum Fackeltanz zusammen. Hunderte und Tausende von Zuschauern spendeten dem seltenen Schauspiel Beifall, bis schließlich die Fackeln, an den vier Ecken des großen Platzes zusammengeworfen, wie ein Fanal des Friesentums zum Himmel emporloderten.

Inhaltsverzeichnis

Viele Leser des Niederdeutschen Heimatblattes haben die nach dem Kriege erschienenen Ausgaben gesammelt. Um ihnen das Auffinden der einzelnen Aufsätze usw. zu erleichtern, hat Herr Paul Topp, Mitglied der „Männer vom Morgenstern“, ein Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 1950, 1951, 1952, 1953 und 1954 zusammengestellt. Ein Abdruck dieses Inhaltsverzeichnisses wird allen Interessenten auf Anforderung unentgeltlich zugestellt.

Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung
Vertriebsabteilung

Am Montag, dem 29., hatte die Wissenschaft das Wort. Wieder sprach je ein Vertreter der drei Landesteile: Museumsdirektor Dr. Schlee, Schleswig, mit Lichtbildern über die Entwicklung der Kunst in Nordfriesland, Dozent Dr. Rogmann, Hamburg, über den Schicksalsweg der friesischen Sprache im großfriesischen Raum, nicht zuletzt im Lande Wursten (das länger als andere Landesteile Friesisch gesprochen hat) und Hauptschriftleiter Piebenga, Leenwarden, über die Ziele und Fortschritte der friesischen Bewegung in den Niederlanden. Aus guten Gründen ließ man die Tagung ausfallen in Jeber, dem Ort des Ersten Friesentages, wo der Jeberische Altertums- und Geschichtsverein im Audienzsaal des Schlosses einen Empfang gab.

Der Sechste Friesentag darf ohne Übertreibung als ein Höhepunkt der friesischen Bewegung bezeichnet werden. Dank der hervorragenden Leitung durch die Ostfriesische Landschaft war ihm ein voller Erfolg beschieden. Die Bande, die zwischen den drei Landesteilen jetzt wieder geknüpft sind, dürfen und werden nicht mehr reißen. ***

1. Lehrer in Mindorf bei Samstedt war. Am 1. April 1911 wurde ich als 2. Lehrer dort angestellt, und ich entsinne mich noch, als sei es gestern gewesen, unseres ersten Zusammentreffens. Als ich, eben im Begriff, über den Schulplatz zu gehen, mich bei ihm vorstellen wollte, kam er gerade aus der Haustür. Er musterte mich einen Augenblick und fragte dann, ob ich sein neuer Kollege sei. Als ich ihm bejahend zugnickte und mich vorgestellt hatte, führte er mich in meine Junggesellenwohnung, und es begann die übliche Unterhaltung mit den Fragen nach dem Woher, der Ausbildung und den Lebensbedingungen in Mindorf.

Meine Augen wanderten bei unserem Gespräch im Zimmer umher, und da sah ich neben eigenen Malerarbeiten aus seiner Seminarzeit „Arveter Hausrat“ auf geschmackvollen Borten Gegenständen, die auch mich seit frühester Kindheit lebhaft angezogen hatten. Ich fühlte mich bald heimisch dort, und infolge der Interessengemeinschaft erwuchs dann auch in den nächsten Wochen und Monaten eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen uns beiden. Wir gingen mittags gemeinsam zum Essen zu der Familie L., durchstreiften häufig die Feldmark und freuten uns über seltene Blumen und Schmetterlinge. Als die Jahreszeit fortschritt, halfen wir unserem Bauern bei der Heuernte, oder wir fuhren mit ihm nach dem Zilbecker Moor, um Torf zu holen. Morgens schickte uns die Bäuerin das Frühstück nach der Schule.

Da geschah eines Tages in der Pause etwas Eigenartliches: Ich hatte die Aussicht auf dem Hofe, während Kollege Klend vor dem Fenster saß und die Zeitung las. Eben trat ich ins Zimmer, um mein Frühstück zu holen, da legte er sein Butterbrot beiseite, warf die Zeitung weg und eilte auf den Hof. Ich hatte flüchtigen Blick einen Jungen vor dem Fenster stehen sehen, der die Hand hoch hielt, weiter nichts, und glaubte schon, auf dem Schulplatz habe sich ein Unfall ereignet. Aber Kollege Klend kam freudig erregt mit einem tadellos erhaltenen Steinmesser in der Hand wieder zu mir ins Zimmer. Der Junge hatte das Messer auf dem nahen Bullenberg gefunden und es seinem Lehrer gebracht. Wie liebevoll betrachtete dieser den Gegenstand von allen Seiten! Wie freute er sich über die schöne Form und die guterhaltene Ausführung! Vielleicht war es gerade dieser Gegenstand, der den Grund für seine spätere, liebevolle Tätigkeit als Vorgesichtler gelegt hat.

Als ich aus den Pfingstferien zurückkam, hatten junge Burschen unserem Willy Klend einen Pfingstbaum auf dem Schulplatz errichtet (er war damals verlobt). Mir war ein solcher Brauch aus meiner Heimat unbekannt. Klend konnte davon erzählen, er wußte auch, daß er sich bei den Burschen mit einer Flasche Brautwein bedanken mußte.

Im Juni 1914 zogen schwere Gewitterwolken am Völkerrhimmel herauf, die auch die Sommerferien düster beschatteten. Mein Kollege war für den Ferienschuß zu einem ländlichen Fortbildungskursus nach meinem Heimatort Verden einberufen. Er wohnte dort mit mir bei meinen Eltern. Als aber nach ein paar Tagen die Mobilmachung kam, eilten alle Teilnehmer nach Hause oder zu den Fahnen. So kamen wir beide auseinander. Ich mußte im Nachbarort vertreten und wurde nach kurzer Militärlaufzeit veretzt. Willy Klend mußte ebenfalls Soldat werden, kehrte aber nach dem Kriege nach Mindorf zurück, und jetzt begann für ihn eine Zeit rastlosesten Schaffens. Nachdem er 1924 zum Kulturpfleger für den damaligen Kreis Neuhaus ernannt worden war, beschäftigte er sich seit dieser Zeit auf Anregung von Prof. Dr. Walter Scheidt, Hamburg, auch mit bevölkerungsbiologischen Erhebungen in der Börde Lamstedt.

Diese wertvollen Arbeiten wurden bald berühmt, besonders, nachdem ein Teil in der Schrift „Geeftbauern im Elbe-Wefer-Mündungsgebiet 1929“, die er gemeinsam mit Dr. Scheidt herausgab, bekannt wurde. Viele Universitätsprofessoren und andere Lehrer haben Klend mit ihren Schülern in seinem einfachen Heidedörflein besucht, und wohl jeder hat die Überzeugung mit nach Hause genommen, daß eine solche Leistung nur von einem Idealisten geschafft werden könne. Leider ist der in Jahrzehnten gesammelte Stoff nicht mehr vollständig, der zweite Weltkrieg ist daran schuld —, aber das Verbliebene ist noch sehr umfangreich und bedeutend.

Klend blieb aber nicht nur bei diesen Erhebungen. Er wollte auch das Leben der Vorfahren der Bördebewohner studieren, deshalb sammelte er auf den Dörfern alte Akten, von denen allerdings nur wenig vorhanden war, und es war für ihn immer ein Festtag, wenn er mit einem Sack voll alter Urkunden nach Hause kam. Durch das Studium dieser Urkunden und durch seine späteren archivalischen Forschungen, besonders im Staatsarchiv Hannover, erwarb er sich hervorragende Kenntnisse der bäuerlichen Verhältnisse in der Börde Lamstedt, die 1929 ihren Niederschlag in der „Heimatkunde der Börde Lamstedt“ fanden. — Es führt zu weit, im Rahmen eines kleinen Aufsatzes über Willy Klend zu plaudern. Ich kann mich deswegen nicht mit ihm als Schulmann und besonders als Vorstandsmitglied des Lehrervereins beschäftigen, muß von den vielen wissenschaftlichen Vorträgen im Heimatbund der Männer vom Morgenstern, auf Lehrer- und Kreiskonferenzen absehen, und nur noch einige gedruckte Arbeiten von ihm erwähnen. So erschienen u. v. a.: 1932 im Stader Schulblatt „Wie steht es um die Heimatschule?“, 1937 „Ein zur Volksgenealogie“ in der „Reichszeitung der Deutschen Erzieher“, 1938 „Deutsche Volksstammkunde“

Der alte Taufstein in der Kirche zu Dorum

Von den beiden mittelalterlichen Kunstgegenständen in der Kirche zu Dorum, dem Taufstein und dem Tabernakel (Sakramentshäuschen), ist der erstere besonders bemerkenswert, weil er die älteste Taufe im Regierungsbezirk Stade ist. Ganz erhalten ist der Taufstein in seiner ursprünglichen Gestalt allerdings nicht, denn von diesem ist nur das Taufbecken, die Cuppa, durch einen eisernen Reif zusammengehalten, auf unsere Zeit gekommen. Unterhalb dieses Reifes ist noch eine Rille erkennbar, die wahrscheinlich das Abschlußband eines vortretenden Wulstes bildet. Ein Seitenstück des Taufsteines befindet sich in der Kirche zu Hoyer in Nordfriesland, jetzt in Dänemark belegen. In den „Bau- und Kunstdenkmälern Schleswig-Holsteins“ von Richard Haupt lesen wir über den Taufstein zu Hoyer folgendes: „Das Becken hat in flacher Arbeit romantisches Linienornament, auch Traken. Die Vierteilung des Beckens ist durch Köpfe angebeutet. Die Skulpturen der Zwischenfelder zeigen an den

sichtbaren Flächen je eine Trake mit Hörnern; aus dem Maul winden sich nach beiden Seiten Flachbänder von unbestimmter Form.“ Aus der Verwandtschaft der Form des Dorumer Taufsteins mit dem Taufstein zu Hoyer könnte geschlossen werden, daß beide Taufsteine in demselben Herstellungsort bearbeitet und angefertigt sind. (Saueremann, Die Taufsteine der Prov. Schleswig-Holstein, Lübeck 1904, S. 8).

Abweichend von dem Taufstein in Hoyer wächst bei dem Dorumer in den Zwischenräumen zwischen den roh gestalteten Köpfen aus den Riefen der flach gearbeiteten Trakelfragen stilisiertes Ornament in Form von Palmetten hervor, ein besonders in der Ornamentik der Antike verwandtes Schmuckelement, wie es der Wandel der Antike in der Völkerwanderungszeit und im Bereich der Mittelmeerkultur als spätromantisches Kunstgut mit sich gebracht hat. Wenn Kieder (Kunstdenkmäler der Prov. Hannover, Kreis Wesermünde, S. 74) dies Ornament als Rinnbärte der Traken, die in



gemeinsam mit Ernst Kopf, Bremerhaven, 1943 „Eine bäuerliche Sippe mit ungewöhnlich gehäuftem Verwandtenehen“ in München, 1941 in verschiedenen Zeitschriften: „Niederländische Bauern im Gau Ost-Hannover“. — „Die Bevölkerungsentwicklung der Börde Lamstedt seit 1650“ in der Haduloh-Festschrift der Männer vom Morgenstern. Aus den Jahrbüchern der Männer vom Morgenstern wäre zu nennen: „Vorgeschichtliche Stätten der Börde Lamstedt“, Jahrbuch 23, „Grabung eines steinzeitlichen Hügelgrabes in der Feldmark Lamstedt“, Jahrbuch 24, „Nachrichten über den Wallfahrtsort St. Jooft im Lande Haduloh“, Jahrbuch 26, „Tracht der Börde Lamstedt“, Jahrbuch 33. — Im Stader Archiv erschien der Aufsatz „Rassenkundliche Erhebungen in der Börde Lamstedt“ (Neue Folge, Bd. 24).

Mit mir werden viele Heimatfreunde den herz-

lichen Wunsch haben, daß es unserem Willy Klend vergönnt sein möge, seine Gesundheit im Ruhestand wieder zu bessern, damit sein Lebenswerk „Die Geschichte des ehemaligen Kreises Neuhaus/Oste“ recht bald im Druck erscheint, und er noch viele Jahre mit großer Freude auf dem Gebiet der Heimatforschung der jüngeren Generation mit Rat und Tat zur Seite steht und mit hilft, eine heimatbegeisterte Jugend heranzuziehen! Aber noch einen Wunsch habe ich, nämlich den, daß ihm auch seine Gattin, die ihm in schweren Zeiten eine treue Helferin und Kameradin war, die ihm durch ihre Heiterkeit und schweigsame Pflichterfüllung manche Männerarbeit abgenommen hat, damit er seinen heimatkundlichen Forschungen nachgehen konnte, noch lange Jahre in fröhlicher Gesundheit erhalten bleiben möge!

Richard Tienisch

Es bleibt nur noch zu prüfen, wo der Herkunftsort dieser Taufsteine zu suchen ist. Das Gestein, schwarzer Kalkstein, findet sich nicht in

heimischen Geschieben, wohl aber in Belgien, in der Gegend von Namur. Die Wahrscheinlichkeit einer Herkunft von dort wird zur Gewißheit, wenn stilkistische oder formale Gründe dafür sprechen. Das ist der Fall, wie nachstehende Betrachtung ausweist. Das Land zu beiden Seiten der Maas bezog seine Tauffsteine aus Namur. Sie kommen auch am Niederrhein vor und zwar genaue Seitenstücke zu Dorum und Hoyer. Die Kuppenform ist vollständig übereinstimmend, die Kopfbildung am Becken ist genau so. Stiel und Fuß bestehen aus belgischem Kalkstein und haben dieselbe Form wie der Tauffstein zu Hoyer; aber in Dorum sind sie zu unbestimmter Zeit anschließend beseitigt und durch einen neuen Untersatz aus Holz ersetzt, so daß der Tauffstein die Form eines Kelches oder Pokals angenommen hat. Der Untersatz ist bierseitig mit Ornamenten und Familienwappen seiner Stifter aus der Zeit um 1620 versehen, wie sie ähnlich an der Kanzel zu Dorum vorkommen. Daher muß man annehmen, daß der Untersatz des Tauffsteins auch um diese Zeit erneuert ist.

R. Wiebald

Dein Tun schwingt weiter wie ein Klang.

Joachim von der Holtz

Einige literarische Ranken um das Schlagwort

non cantat — Frisia ratiocinatur.“ Schon aber kam ein anderer, noch weiserer Mann als der erste und meinte, so dürfte die Fortsetzung nicht heißen, sondern man müßte dem „Sprichwort“ folgenden Zusatz geben: Frisia laborat et imperat, d. h. Friesland arbeitet und befehlt. Denn darin vor allem sei dieser Volksstamm groß: im Schaffen und Herrschen. Zuletzt traten dann noch einige trinkfrohe friesische Studenten, die es faustdid hinter den Ohren hatten, auf den Plan. Sie meinten, eine viel passendere Ergänzung zu dem Frisia non cantat wäre ein Frisia potat, d. h. Friesland trinkt, zecht, bechert, alldieweil die Friesen auch hierin ihren Mann stünden. Das ist, kurz skizziert, die wundersame Mär von dem „bekannten Sprichwort“ Frisia non cantat mit seinen mancherlei Bei- und Zugaben, Ergänzungen und Fortsetzungen.

Wohl schwerlich wird sich jemals genau feststellen lassen, wer für die Vaterschaft des Wortes in Frage kommt. Mehrere Gelehrte werden als Erzeuger angegeben; ich wage aber nicht zu entscheiden, wem von ihnen wir es denn nun „verdanken“. In dem einheimischen friesischen Schrifttum trat das Wort aber noch ohne Bismortifikation häufiger seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts hervor. 1836 widmete der Emden Stadtphysikus Gottfried W. Bueren dem Ausspruch ein längeres Gedicht, aus dem wir folgende köstliche Strophe hierher setzen:

„Still! Non cantat Frisia!
 „Rufen die Lateiner.
 Hier steht es gedruckt und da,
 Also singe Reiner! —
 Doch was fragen wir danach,
 Was ein alter Greiner
 Murrend schrieb und kurrend sprach,
 Darum Schweigt nicht Einer!“

Woher rührt die weite Verbreitung des Wortes? Fragt man diesen oder jenen deutschen Landsmann: Sag, Freund, woher kennst du denn den Ausdruck? — so erhält man gewöhnlich zu Antwort: „Den habe ich irgendwo gelesen.“ Zweifellos stimmt das. In unserem deutschen Schrifttum begegnet uns das Wort häufig. Gelehrte führen es in ihren Werken und Untersuchungen, Schriftsteller in ihren Romanen und Erzählungen an. Dadurch ist es bis in das entlegenste Dorf gedrungen. Selbst unser größter Geschichtsschreiber, Heinrich von Treitschke, läßt es sich nicht nehmen, den Ausdruck einmal zu verwenden: „Das alte Sprichwort Frisia non cantat galt auch von dem Hinterlande der friesischen Küste“, sagt er an einer Stelle seines großen Geschichtswerkes. Von unseren Tages- und Allverweltsliteraten wird der Spruch gern wie ein Brillant aufgesteckt — man fühlt förmlich, wie ihnen das Herz vor Stolz schwillt, wenn sie ihr Wissen leuchten lassen und das „allbekannte Sprichwort“ niederschreiben können: Frisia non cantat.

Ist das Wort wirklich ein Sprichwort? Lebt es tatsächlich weithin und breithin im Volke? Kennt es der Arbeiter auf dem Felde, der Bauer hinter dem Pflug, der Handwerker in der Werkstätte, der Schiffer auf seinem Schiff? Wir bestreiten das. Wir behaupten vielmehr, das Wort ist hier völlig fremd. Die Ehre, ein Volkswort, ein echtes, ferniges Sprichwort zu sein, das von allen Schichten des deutschen Volkes angewandt wird, kann es nie und nimmer für sich in Anspruch nehmen.

Ein Schlagwort der Intellektuellen ist's, nichts anderes. Ergreübelt und erklügelt ist es in einer Gelehrtenstube, nicht aber aus dem tiefen Brunnen quellfrischen Volkstums geboren. Die lateinische Fassung ja schon beweist es. Noch stärker aber verspüren wir den Schimmer der Studierlampe, der auf ihm ruht, wenn wir die Fortsetzung kennenlernen, mit der es gewöhnlich zitiert wird. *Frisia ratiocinatur* lautet sie, d. h. Friesland sinnt, erwägt, überschlägt. Dieses lateinische Tätigkeitswort *ratiocinari* war nun aber selbst den alten Römern nicht besonders geläufig; in ihrer tagtäglichen Umgangssprache fand es kaum Verwendung. Erst einem deutlichen Gelehrten blieb es vorbehalten, herauszutüfteln, daß man den starken Gang der Friesen zum Nachdenken und Überlegen am treffendsten mit *ratiocinari* übersetzen könne. So entstand — es hält schwer, sich da eines Lachens zu erwehren — das all- und altbekannte Sprichwort: *Frisia*

In der weiteren allgemeindeutschen Literatur bürgerte sich dann das Schlagwort um die Mitte des 19. Jahrhunderts stärker ein. In erster Linie waren es die vielgelesenen Reiseberichte des preussischen Freiherrn Albert von Seld, die das Frisia non cantat damals in ganz Deutschland bekannt machten. Baron von Seld hatte sich 1846 sechs Monate lang in Ostfriesland aufgehalten und war hier viel herumgekommen. Nicht lange danach veröffentlichte er mehrere sehr umfangreiche Beiträge über seine dort gewonnenen Eindrücke. Im allgemeinen zeigte er sich in diesen Schilderungen sehr begeistert von den Ostfriesen. Was er aber an ihnen aufs schwerste zu beaunstanden hatte, das war ihr Gesang!

Schier Graues und Erschreckliches wußte der Verfasser davon seinen Lesern zu erzählen. „Ein Ohren zerreißendes Geschrei“, so hieß es z. B. dort über den ostfriesischen Schulgesang, „habe ich in meinem Leben nicht gehört. Die Kinder wurden braun und blau dabei. Ich glaubte mein Trommelfell und ihre Lungen in Gefahr — aber man sah es ihnen an, daß sie ihre Freude daran hatten, und je ärger das Geschrei, desto wohlgefälliger blickte der Lehrer darein.“ Ähnlich lauten seine Äußerungen über den ostfriesischen Kirchengesang — „Frisia non cantat“, lesen wir da, „denn der Kirchengesang, den ich in ganz Ostfriesland hörte, ist kein Gesang zu nennen. Nur einmal in meinem Leben, in einer Hamburger Hauptkirche, habe ich einen unmelodischen Gesang gehört, aber doch war er erträglicher, denn etwa nur der vierte Teil der Anwesenden ließ seine Stimme hören. In Ostfriesland aber schreit alles mit, Männer und Frauen und Kinder, so Ohren zerreißend und Mark durchdröhnend, daß mir oft der Angstschweiß ausbrach.“ Angesichts solcher Schilderungen mußte sich natürlich der Glaube festsetzen, daß die Friesen nicht singen könnten

und daß das lateinische Schlagwort Frisia non
cantat zu Recht bestünde.

Sinzu kam, daß diese Anschauung durch sehr viele ähnlich lautende Zeugnisse aus den friesischen Stammesgebieten selbst in der Folgezeit, ja bis in die jüngste Gegenwart hinein, immer und immer wieder aufgefrischt, bestätigt und bekräftigt wurde. Aus dem starken Chor derartigen Stimmen führe ich hier vier besonders gewichtige an: je eine der West-, Ost-, Nord- und Wurster Friesen. Über die Westfriesen sagt Joh. Winler, Haarlem, im Anschluß an das Frisia non cantat, hier treffe das Sprichwort zu: „Daer heet geen loe hout of zy hefft een vleske“, und er meint dann weiter, daß die geringe Sangeslust und unbedeutende Sangesfertigkeit der Friesen auch aus der sehr kleinen Zahl der Volkslieder hervorblicke, die ihnen von ihren Altvordern überkommen sei. In bezug auf die Ostfriesen sei hier wörtlich wiedergegeben, was Adolf Dumann in der Herausgeber des schönen „Ostfriesisch-plattdeutschen Dichterbuches“ behauptet. Er erklärt: „In der eigentlichen Bedeutung des Wortes Frisia non cantat liegt eine durchaus zutreffende Wahrheit. Das Singen ist den Friesen, wenigstens den Ostfriesen, nicht gegeben. In den Kirchen, Schulen, Gefangsvereinen, auf den Märkten und in den Straßen, auf den Heuwagen, die aus der Weide hochbeladen ins Dorf fahren, bei der Musterung der Rekruten wie bei der Entlassung der Reservisten, oder wo sonst einmal Gelegenheit zum Singen sich bietet: man merkt deutlich genug, daß die natürliche Beanlagung zum Singen unserem Volk fehlt. Klimatischer Einfluß, Eigenart des Temperamentes und Verschllossenheit des Wesens mögen die Gründe hierfür sein.“

Den Nordfriesen schreibt ihr Landsmann Pastor Dr. Rudolf Muns 1931 folgende Notiz ins Stammbuch: „Das bekannte Wort Frisia non cantat besteht im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn ziemlich zu Recht.“ Noch kräftiger endlich unterstreicht Hermann Almers, ein Sohn des Landes der Wurster Friesen, für wie gering er die Sangesbegabung des friesischen Stammes erachtet. In seinem berühmten „Marsschenbuch“ bemerkt er: „Das alte lateinische Sprichwort Frisia non cantat ist bis auf den heutigen Tag wahr geblieben, wie nur eines. Eigentlichen heimischen Gesang, wodurch es Freude und Schmerz kundgibt und wie wir ihn so tief im Süddeutschen, vor allem im Schwaben und Tiroler, eingewurzelt finden, hat und kennt das Friesenvolk nicht. Es fühlt auch nur in seltenen Fällen einen wirklichen Drang zum Singen, das leidet sein unerschütterliches Phlegma nicht. Es ist, als ob der Frieze das Singen wirklich als eine Anstrengung, als ein Geschäft betrachtet.“

Gegen die Aussagen dieser vier Männer, deren Wort viel gilt in den Marken Frieslands, läßt sich natürlich schwer aufkommen. Das jedenfalls steht außer allem Zweifel nach den obigen Zeugnissen fest, daß wir Friesen mit einem Heinrich Schlusnus oder Enrico Caruso nicht konkurriren können. Haben wir aber nicht trotzdem das Recht, uns gegen die ewige Wiederholung des lateinischen „Sprichwortes“, das gar kein Sprichwort ist und in der häufigen Anwendung geradezu abgeschmackt klingt, deßtig und kräftig zur Wehr zu setzen? Den Menschen, der friesisches Wesen kennt, wird es nicht im geringsten verwundern, daß die Friesen, wenn ihnen das Wort entgegengehalten wird, es kurz und bündig, klar und knapp so variieren:

Frisia non cantat? —

Un well dat seggt, de lüggat dat.

überhaupt will uns scheinen, als ob man viel zuviel in den Auspruch hineinlegt und mehr aus ihm herausliest, als in Wirklichkeit drinsteht. Frisia non cantat heißt und bedeutet unseres Erachtens nichts anderes, als daß es in Friesland nicht Brauch, Sitte, Gewohnheit ist, viel und oft zu singen. Insoweit, aber auch nur in-

so weit ist das Wort ge-ig berechtigt. Anderswo im deutschen Vaterland, nicht nur in Schwaben und Tirol, wie Allmers meint, sondern auch am Rhein und an der Saale, an der Mosel und an der Elbe wird zweifellos mehr gesungen als an der friesischen Waterkant. Für nicht zulässig aber halten wir es, nur auch gleich behaupten zu wollen, dem Ausspruch zufolge gebe den Friesen die Gabe, die Befähigung zum Singen überhaupt ab, er könne einfach nicht singen. Denn daraus, daß ich eine Tätigkeit nicht ausübe, folgt noch längst nicht, daß mir die Eignung für sie mangelt.

In bezug auf unser Frisia non cantat hat sich da der preussische Freiherr von Seib, der doch so unverblümt über den Gesang der Friesen zu schmähen weiß, am Schluß seiner Philippika ein merkwürdiges Geständnis abgerungen. „Warum aber Frisia non cantat?“ — so fragt er sich. Und dann gibt er sich diese Antwort: „Dahinter habe ich selbst nicht ins reine kommen können. Es fehlt den Friesen wahrlich nicht an Stimme. Ihr Dr-

gan ist kräftig und wohlklingend. Abeltönenbe Sprachorgane, wie man sie bei uns (d. h. im Alt-preussischen) so häufig hört, sind mir dort nirgends vorgekommen. Fast alle Prediger, die ich auf den Kanzeln hörte, erfreuten mich durch die Macht ihres Organs: eine dünne, tonlose Stimme ist mir nicht einmal vorgekommen. Auch an Sinn für Gesang, ja an Fähigkeit dazu fehlt es den Friesen nicht. So werden sie denn auch diese Fähigkeit wohl noch ausbilden.“ Wir dürfen gewiß sagen: Die Friesen haben diese Fähigkeit inzwischen wesentlich ausgebildet. Das Singen ist besonders in den letzten Jahrzehnten eifriger von ihnen gepflegt worden als in der Zeit vorher. Der Schul- und Kirchengesang nimmt heute an der heimatischen Waterkant bereits eine beachtliche Höhe ein. Zu wünschen wäre, daß die Lust und Freude am Singen auch weiterhin immer mehr Boden in den friesischen Gauen gewinne. Dadurch verlore das Schlagwort Frisia non cantat auch noch den letzten Rest seiner Berechtigung.

Sinrich Koch, Heidelberg

Kein Ausverkauf von Kulturgütern

Aus Privathand suche ich zu kaufen antike und altmahag. Möbel wie: Sekretäre oder Schatullen, eingelegt oder nicht, mit oder ohne Messingbeschläge, Tische mit Seidenklappen, Bücher-, Eck- und andere Schränke, Sessel und Stühle, Kommoden, antike Goldspiegel und Standuhren, Buddeleien und Wandhangeschränke, Prismen-Kronleuchter, Bronzeuhren usw.; ferner antike Silbergegenstände, Porzellane, Fayencen, Gläser, Zinn-, Kupfer- und Messingsachen, Grannatschmuck usw.

Angebote unter 534 an Stader Tageblatt oder an Herbert Schulz, Lübeck, Mühlenstraße 36.

Die Zeitschrift „Niedersachsen“ brachte vor einiger Zeit eine Notiz, wonach in Westfalen Ostfriesland und in den Regierungsbezirken Osnabrück und Stade altes Volksgut wie Truhen, Schränke, Sessel, Standuhren, Stühle, Tische, Anrichtern, Fayencen, Zinnachen und Bauernschmuck aufgekauft und ins Ausland geschafft werden. Man braucht nur einmal in den Anzeigenteil einiger Zeitungen zu sehen und wird diese Nachricht bestätigt finden: Solche auf dem Lande erhandelten Gegenstände werden in großer Zahl als „alte Gebrauchsgüter“ über die Grenze gefahren und — zur Hauptache in Delft in Holland — „überholt“, d. h. auseinandergenommen und in besonderen Werkstätten zu neuen Gebilden wieder zusammengefügt. Sie werden dann meist nach Amerika verschifft und müssen dort neben Stud und Sammelheizung ihr Leben fristen.

Muß das sein? Wieviele heimische Museen haben durch Feuer und Bomben restlos oder doch zu einem erheblichen Teil ihren mühsam gesammelten Bestand eingebüßt und stehen jetzt vor einem Nichts. Die Museumsleiter verfügen z. B. über so geringe Mittel, daß sie nichts kaufen können. Soll es wirklich dahin kommen, daß wir dem kommenden Geschlecht unser wertvolles Volksgut — im Ausland zeigen oder von dort zurückkaufen müssen, um unseren Entfeln ein Bild unserer einst so herrlichen Volkskultur zu bieten?

Dazu kommt der dadurch bedingte jähe Bruch mit der Vergangenheit. Eine ehrwürdige Truhe, ein reichgeschmückter Schrank, eine bunte Wiege, Grannatschmuck aus Silberfiligran, Kieken und Bettwärmer aus blankem Messing, das alles gehörte früher zum Besitzstand einer Bauernfamilie.

Immer hat der deutsche Bauer in einer Einheit von mehreren Generationen gedacht und hat immer für die Zukunft vorgesorgt und das ererbte Gut mit größter Liebe und Sorgfalt erhalten und gehütet.

Wenn Bundesminister a. D. Dr. Dr. Lehr kürzlich am „Tag des Baumes“ einen Jugendring tadelte, weil seine Mitglieder solchen „Rummel“ verächtlich machten und ihre Teilnahme „grundsätzlich“ ablehnten, so kann man daraus ermesen, wie weit die Verwirrung bereits gediehen ist. Kaum je wird ein Mensch, der ein Bäumchen pflanzt, in den Genuß seines materiellen Wertes gelangen. Er dient bewußt der Zukunft, und es ist damit wie mit der Heimatarbeit überhaupt, die für die kommenden Geschlechter schafft.

Gerade waren wir auf dem Wege, zu erkennen, daß man sich bei der Bewertung von Kunstgegenständen nicht auf die Schöpfungen der sogenannten hohen Kunst beschränken dürfe, sondern daß auch die Gebilde der Volkskunst in den Kreis der Betrachtung zu ziehen sind; und nicht als vom Mittelfeld der hohen Kunst nibeaumäßig abfallend gewertet werden dürfen.

Einst legten der Bauer und Bürgermann nach Aussprache mit dem Handwerksmeister ihre Seele in die Neuschöpfung. Jede Landschaft hat ihren eigenen Charakter und jedes Handwerk hat seine

besondere Entfaltungsmöglichkeit zum Künstlerischen. Noch heute spüren wir in dem überlieferten alten Volksgut die Lebensführung, die Geisteshaltung, die Gemütswerte und den natürlichen Schönheitsinn der Hersteller.

Und nun will man sich plötzlich herzlos und leichtfertig für einen Judaslohn von solchem Erbgut trennen und zum Seelenverkäufer werden?

Wir vermögen nicht zu glauben, daß heimatisch eingestellte Menschen dazu fähig sind!

Wünschen möchte man, daß möglichst viele von einem künftigen Führer durch die volkstümliche Abteilung des Morgensternmuseums geleitet werden, damit sie mit eigenen Augen sehen, was unsere Vorfahren uns hinterlassen haben. Da steht z. B. das aus der Zeit von 1680/90 stammende Hamburger Schapp aus kernigem Eichenholz und daneben prunken die eisen- und messingbeschlagenen Koffer, und in den Schaufäden blüht der mit unendlicher Liebe und Sorgfalt gestaltete Trachtenschmuck. Fürwahr, all das harmonisch gegliederte, reich geschnitzte und mit heiligen Sinnbildern gezierte Gerät wird dem Besucher zum Bewußtsein bringen, welche hohe Kultur unsere Vorfahren hatten.

Eins aber sei ausdrücklich betont: Die Wertschätzung solcher Erzeugnisse hat nichts mit Rückständigkeit und falscher Romantik zu tun. Ihre Preisgabe kann auch nicht mit Flüchtlingsbelegung und Raumnott entschuldigt werden. So viel Platz birgt jedes Haus, daß man solch Gerät zu bewahren vermag, wenn nur der gute Wille und die rechte Einstellung des Herzens vorhanden sind. Wir sind gewiß, daß der Entf dafür dankbar sein wird, wenn der Altvater das wertvolle Stück in Ehren hielt.

In Worpsswede und Rotenburg und auch in Ostfriesland und Schleswig-Holstein, überall sind gegenwärtig Frauen und Männer am Werke, das Kunsthandwerk neu zu beleben. Unter Ausnutzung an das überlieferte ringen sie nach neuen Formen und werden damit Wegbereiter einer neuen Kultur.

Nichts gegen den Fortschritt in der Landwirtschaft und nichts gegen die Technisierung der Betriebe. Die Hauptsache ist, daß unser Volk die Kraft behält, auf dem Grunde des bewährten, guten Alten neue Formen zu bilden, die die alten an Schönheit womöglich noch übertreffen. Dann braucht uns um unser Volkstum nicht zu bangen: Der Verfallung des gegenwärtigen Lebens kann nur Einhalt geboten werden, wenn es gelingt, den Menschen wieder mit den stärkenden Kräften der Heimatwelt in Verbindung zu bringen, damit er seine Arbeit wieder als ein Wirken der spendenden Gottesnatur erkennt.

Es liegt nicht in unserer Absicht, in dieser Gelegenheit nach dem Vater Staat und nach geschehenen Maßnahmen zu rufen. Was not tut, das ist Aufklärung und Gewissenssicherung. Dazu gehört aber auch das, was Bundespräsident Professor Dr. Heuß auf der Gründungsverammlung des Deutschen Heimatbundes am 22. März 1954 in Bonn sagte: „Der Staat als der gegebene Körper eines Volksschicksals muß den Vereinigungen, in denen sich Heimatliebe und Heimatkunde ihre Organe schaffen, seine Teilnahme und seinen Dank geben.“

J. J. Cordes

Im Spiegel der Statistik

In dem Jahresbericht des Vertriebenenministers sind für die Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik 17,2 Prozent ausmacht, folgende Angaben enthalten:

1. 61 757 Vertriebene oder geflüchtete Handwerker machten sich wieder selbständig. Bei einer Ge-

samtzahl der Handwerksbetriebe im Bundesgebiet von 859 232 beträgt ihr Anteil also nur 7,2 Prozent.

2. 5956 Vertriebene bauten neue Industriebetriebe auf (= 6,5 Prozent aller Industriebetriebe, davon Betriebe von einem bis neun Beschäftigten 3403 oder 8,4 Prozent und Betriebe mit zehn und mehr Beschäftigten 2553 oder 5,1 Prozent aller Industriebetriebe in der Bundesrepublik).

3. Etwa 50 000 Betriebe des Einzelhandels und des Großhandels und des Leistungsgewerbes, die in Händen von Vertriebenen sind, wurden errichtet; auch hier wird der Prozentatz des Bevölkerungsanteils nicht erreicht.

4. 52 732 Heimatvertriebene und geflüchtete Bauern wurden durch Pacht oder Erwerb von Bauernhöfen und Siedlungen wieder in der Landwirtschaft selbständig, die Zahl der selbständigen landwirtschaftlichen Betriebe in der Bundesrepublik beträgt dagegen etwa zwei Millionen.

Verichtigung

Durch ein bedauerliches Versehen ist im letzten Heimatblatt die Unterschrift unter dem Aufsatz „Ehe über Generationen“ und die Überschrift über den anschließenden Ausführungen von Herrn Dr. Friedrich Prüfer nicht mitgedruckt worden.

Die betreffende Stelle findet sich auf der vierten Seite der August-Nummer in der ersten Spalte: dort schließt mit dem ersten Absatz unter dem Strich die Mitteilung über Kettenehen, die wir Bernhard Kunne aus Höftgrube verdanken.

An der gleichen Stelle wäre die Überschrift „Hause“ und „henfen“ einzufügen, die den wichtigen Beitrag von Dr. Prüfer zu dem in der Nummer gebrachten Aufsatz von Burckhard Schepfer kennzeichnen sollte.

Mitteilungen und Hinweise

Zur Mitglieder-Versammlung der Almerz-Gesellschaft am 16. Oktober fährt ein Autobus um 14 Uhr ab Strahlenbahnhof Lehe. Preis 2,75 DM. Rückkehr gegen 19 Uhr.

Zum 36. Niedersachsensentag vom 23. bis 26. September 1955 lädt der Niedersächsische Heimatbund nach Oldenburg ein. In der reichhaltigen Festfolge ist eine Mitgliederversammlung mit Kurzreferaten am Freitag vorgesehen, weiter eine Festversammlung am Sonnabend, die von Ministerpräsident Heinrich Hellwege eingeleitet wird und Festvorträge von Dr. h. c. Moritz Jahn und Museumsdirektor Dr. Hartung bringt. Nachmittags ein Ausflug nach Bad Zwischenahn, abends die Aufführung von „Die Kisten Rum“ von Alma Rogge. Der Sonntag wird mit plattdeutschen Gottesdiensten begonnen, nach Schloß- und Museumsführungen wird in einem bunten Nachmittags in der Weser-Ems-Halle das oldenburgische und ostfriesische Brauchtum des Jahreslaufes in Wort, Lied, Spiel und Tanz dargestellt. Mit einer Studienfahrt in die Friesische Wehde und an den Jadebusen findet der Niedersachsensentag am Montag seinen Abschluß. Eine Autobusfahrt zur Teilnahme am Sonntag, dem 25. September, führt um 8.00 Uhr ab Strahlenbahnhof Lehe über Bremen (Besichtigung des Goldschabes aus der Völkerwanderungszeit in der Böttcherstraße) nach Oldenburg und Rastede. Preis einschl. Mittagessen 9,75 DM.

Anmeldungen an den Fahrtenleiter F. Kiebel, Wurster Straße 2, Ruf 2883, erbeten.

Zu allen Fahrten halten die Busse an den üblichen Stellen in der Stadt.

Führungen auf der Feddersen Wiehe

Um einem möglichst großen Kreise von Wissbegierigen die Besichtigung der unerhörten Funde auf der Feddersen Wiehe zu ermöglichen, hat sich die Grabungsleitung bereit erklärt, ab sofort regelmäßige Führungen zu veranstalten. Diese Führungen finden täglich außer Sonnabend und Sonntag, zweimal und zwar zwischen 10 und 11.30 und zwischen 15 und 16 Uhr, statt. Wir weisen alle Heimatfreunde auf diese einzigartige Gelegenheit, eine Großgrabung, bei der fast jede Stunde neue aufregende Funde bringt, von Siedlungsschicht zu Siedlungsschicht mitverfolgen zu können, ganz besonders hin. Wir richten aber zugleich an alle Besucher die Bitte, sich unbedingt an die genannten Zeiten zu halten, damit die Arbeiten nicht mehr als unbedingt erforderlich, gestört werden! Nur in Ausnahmefällen und nur nach vorheriger besonderer Vereinbarung sind Besuche und Führungen zu anderen als den obengenannten Zeiten möglich.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127